

Kultur & Gesellschaft

Der Mann, der den Tod einfach abgeschafft hat

Er war einst Maschinenschlosser, begann dann zu schreiben und erhielt 1998 den Nobelpreis für Literatur. Gestern Freitag ist der Portugiese José Saramago 87-jährig gestorben.

Von Martin Ebel

Als er schon über 80 war, ein ziemlich alter Mann also, schaffte José Saramago den Tod einfach ab. Von der Silvesternacht an starb niemand mehr. Unfallopfer überlebten die schlimmsten Unfälle, Feuerwehrleute zogen Menschen aus brennenden Häusern, die nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit gar nicht mehr leben dürften - aber seit wann muss sich ein Schriftsteller an Regeln der Wahrscheinlichkeit halten? Er macht sie doch selber, und in seiner Welt bestimmt er allein, was gilt und was nicht. So hat es jedenfalls Saramago immer gehalten, auch in diesem Roman «Eine Zeit ohne Tod» von 2007. Er legte eine Versuchsordnung fest und schaute dann, was passiert.

Hier passiert, dass die Versicherungsunternehmen vor dem Bankrott stehen, weil jedermann seine Einlagen zurückziehen will: Er hat doch nichts zu befürchten. Auch den Krankenhäusern und Altersheimen geht es schlecht: Die Kranken und Hinfälligen sterben nicht, und es kommen immer mehr dazu. «Falls wir nicht wieder sterben», lautet die schöne paradoxe Pointe, «haben wir keine Zukunft mehr». Auch die katholische Kirche leidet: Denn ihre Macht beruht darauf, den Gläubigen ihren Platz nach dem Tod zuzuweisen, im Himmel oder in der Hölle. Man sieht, wie sich bei Saramago das Fantastische mit dem Politischen verbindet: Seine Vorstellungskraft dient dazu, die Wirklichkeit aufs Korn zu nehmen.

Saramago, der Apokalyptiker

Was wäre, wenn? Diese Grundfrage des saramagoschen Erzählens führt immer zur zweiten Frage: der, die sich der Leser selbst stellen muss. Nämlich: was ist? Und wie gut und sinnvoll ist das, was ist? Und sollte es nicht anders sein? Die Fantasie als Hebel für die Realität, der Perspektivenwechsel zur Infragestellung des Bestehenden: Damit befindet sich Saramago in der Tradition der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, in der Tradition eines Voltaire, Montesquieu und Diderot. Für Montesquieu «Perse» war alles in Paris verwunderlich, und das wurde es für den französischen Leser auch. Für Saramagos Leser wird das, was er als selbstverständlich hin nimmt, fragwürdig, wenn ihm der Autor vor Augen stellt, dass es auch ganz anders sein kann.

Fast alle seine Romane lassen sich schon aufgrund ihrer Versuchsanordnung als spannend nacherzählen - wobei der blosse Plot nichts über Saramagos anspruchsvollen Stil sagt, der Autor- und Erzählerrede ineinander blendet, oft auf Zeichensetzung verzichtet und sich weit ausschweifenden Satzperioden überlässt. Noch ein Plot: «Stadt der Blinden» von 1995, der vielleicht berühmteste, weil verfilmte Roman (von Fernando Meirelles 2008), nimmt einer Figur nach der anderen das Augenlicht. Erst einem Autofahrer an der Ampel, dann dem Herrn, der ihn scheinbar hilfsbereit nach Hause bringt, um ihm dann das Auto zu stehlen, dann dem Augenarzt, den er aufsucht, und allen seinen Patienten. Sie alle sehen

Das Werk

Saramagos wichtigste Romane

Hoffnung in Alentejo. Übersetzt von Rainer Bettermann. 313 S., ca. 15 Fr.

Das steinerne Floss. Übersetzt von Andreas Klotsch. 416 S., ca. 19 Fr.

Die Stadt der Blinden. Übersetzt von Ray Güde-Mertin. 398 S., ca. 19 Fr.

Die Stadt der Sehenden. Übersetzt von Marianne Gareis. 382 S., ca. 19 Fr.

Das Zentrum. Übersetzt von Marianne Gareis. 400 S., ca. 19 Fr. (Alle Bücher bei Rowohlt als Taschenbuch erhältlich.)

Zuletzt erschienen (2009):

Kleine Erinnerungen. Übersetzt von Marianne Gareis. Rowohlt, 159 S., ca. 30 Fr.



José Saramago entzog sich als Schriftsteller allen Regeln der Wahrscheinlichkeit. Foto: Pierre-Philippe Marcou (AFP)

nur noch ein milchiges Weiss, tasten und torkeln durch die bisher vertraute, jetzt aber feindliche und gefährliche Welt. Die Behörden sperren die Infizierten ein, stellen sie unter Quarantäne. Anders als in Albert Camus' «La Peste» entwickelt sich bei Saramago unter den Isolierten eine Wolfsgesellschaft, in der um Nahrung und Frauen gekämpft wird.

Saramago ist ein Apokalyptiker, der Horrorszenarios geradezu mit Lust ausschleht. Aber immer leuchtet bei ihm das Licht der Humanität, wie schwach und flackernd auch immer; hier in Gestalt der Frau des Arztes, die ihre Blindheit nur simuliert hat und ein paar Gleichgesinnte aus der Quarantänehöhle hinausführt.

Saramago, der Kommunist

Vom Titel her wie eine Parallellaktion wirkt der Roman «Die Stadt der Sehenden» von 2004. Hier geben bei einer Wahl drei Viertel der Wähler leere Stimmzettel ab. Die Regierung lässt die Wahl wiederholen: Jetzt gibt es sogar 83 Prozent weisse Zeitel. Statt auf diese schallende Ohrfeige mit Rücktritt zu reagieren, bezeichnen die regierenden Parteien die Wahl als Angriff auf die Demokratie, ja als «Terrorismus», und lassen Panzer auffahren. Ja, man inszeniert sogar ein Bombenattentat, um den Ruf nach einer starken Führung zu provozieren.

In diesem Roman wird deutlich, wie skeptisch José Saramago den real existierenden Formen der Demokratie gegenüberstand. Er sah die Politiker der westlichen Staaten als Erfüllungshelfen der Wirtschaft, die Globalisierung hielt er

für eine «totalitäre Idee». Er hat auch Kritisches über Berlusconi («Verbrecher») und Unhaltbares über Israel gesagt. Ein Enfant terrible.

Saramago war Kommunist, was in Südeuropa immer noch eher vorkommt und nachvollziehbarer ist als im Westen oder Norden. 1922 in der Provinz Ribatejo als Sohn eines Landarbeiters geboren, wuchs er auf in einer Gesellschaft extremer Klassengegensätze. Sein Grossvater war ein Schweinezüchter, Analphabet, der wunderbar Geschichten erzählen konnte, wie sich sein Enkel erinnerte. José musste vom Gymnasium abgehen, weil seine Eltern das Schulgeld nicht bezahlen konnten, er lernte Automechaniker, fand später als Produzent Zugang zu einem Verlag und zur literarischen Welt. Als Mitglied der illegalen KP Portugals begrüßte er die «Nelkenrevolution» 1974, die die klerikal-faschistische Diktatur unblutig hinwegfegte, und nahm als Vizedirektor der «Diário de Notícias» aktiv am Aufbau des Neuen Portugal teil.

Mit den folgenden bürgerlichen Regierungen überwarf er sich dann schnell. 1993 verliess er sein Land nach einem heftigen Konflikt um seinen Roman «Das Evangelium nach Jesus Christus» und liess sich in Lanzarote nieder. Dort ist der Mann, der den Tod abschaffte, am Freitag im Alter von 87 Jahren gestorben. Als er 1998 den Literaturnobelpreis erhielt, als erster portugiesischer Autor überhaupt, wurde das auch als Auszeichnung für eine grosse Literatursprache empfunden. Saramago widmete ihn dann allen portugiesischen Völkern - und fügte hinzu: «Aber, erlauben Sie: Das Geld behalte ich.»

José Saramago

Autodidakt und Nobelpreisträger

José Saramago wurde 1922 in einem kleinen Dorf der späteren Provinz Ribatejo, Portugal, geboren. Eigentlich hiess er de Sousa, aber der Beamte hatte beim Registrieren des Kindes einfach den Übernamen des Vaters, eben Saramago (was ein Ackerretlich ist), als Nachname angegeben. Dies bemerkten die Eltern allerdings erst, als der Siebenjährige für die Einschulung erstmals einen Ausweis benötigte. Seine Eltern waren Landarbeiter, und weil das Geld fürs Gymnasium fehlte, besuchte Saramago eine technische Fachschule und lernte Automechaniker.

Er arbeitete zunächst in einer Werkstatt, dann in einer Sozialbehörde, später in einem Verlag als Journalist und Übersetzer. 1966 trat er in die Kommunistische Partei Portugals ein (für die er 2004 für einen Sitz im Europaparlament kandidierte, aber nicht gewählt wurde).

1976 wurde Saramago freier Schriftsteller, bereits ein Jahr später erschien sein erster Roman «Das Handbuch der Malerei und der Kalligraphie». Der internationale Durchbruch gelang ihm drei Jahre später mit «Hoffnung im Alentejo». 1991 sorgte der bekennende Atheist mit «Das Evangelium des Jesus Christus» für heftige Diskussionen in Portugal. Die Regierung veranlasste gar, dass sein Buch wegen angeblicher «Verletzung religiöser Gefühle» von der Vorschlagsliste für den Europäischen Literaturpreis gestrichen wurde. Aus Protest siedelte Saramago nach Spanien über. 1998 erhielt er den Nobelpreis für Literatur. Gestern Freitag verstarb er 87-jährig auf Lanzarote. (TA)

Kolumne Jürg Halter

Awesome Art Basel!



Heute möchte ich Ihnen von meinem Besuch auf der Art Basel erzählen. Wissen Sie, es gibt Dümmeres als sein - wie sagt man noch gleich? Ach ja! - Unvermögen,

in Kunst zu investieren. Und was habe ich geschaut an dieser allergrössten, allerprestigeträchtigen und allerrenommiertesten Kunstmesse der einzigartigsten Welt im weitesten Universum aller Zeiten.

Erst einmal war ich beeindruckt vom hohen Kleidungsbewusstsein der Besucher, Galeristen, Sammler und Künstler. All die Menschen waren derart ästhetisch korrekt gekleidet, als ob es nichts Selbstverständlicheres als dies gäbe. Nichts wichtiger, als neben all der Kunst selbst als Kunstwerk bestehen zu können.

Verschiedene Typen gab es zu betrachten an dieser Mode-, äh- Kunstmesse. Zum Beispiel der nicht totzukriegende Klassiker: reicher, weisser Mann in den besten Jahren, hoher Rohstoffverbrauch, gebräuntes Ledergesicht, teures Tuch tragend, an seiner Seite stumm mitgehend eine junge, aufreizend gekleidete Frau, gesteckt in schnurrende High Heels. Weiter: die jungen, Brillen und Leinentaschen tragenden Männlein mit ihren ernsthaften Lederschuhen, engen Hosen und Gesichtern, die mit ihren Irgendwie-Indie-Frisuren den üblichen betont schlampigen Glamour, der scheinbar jeder Veranstaltung gut steht, versprühten und sich vor lauter überspielter Unsicherheit kein Lächeln abringen konnten.

Weiter ging es mit den älteren, reichen, kampfgeschiedenen Damen mit ihren zur Maske operierten Gesichtern, die extrem kunstinteressiert sind («awesome, awesome, awesome!»), solange sich die Kunst ideal mit ihren weissen Ledersofas und den Babyrobberfellkissenbezügen kombinieren lassen. Überhaupt: Selten so viel operierte Menschen gesehen. Schönheitswahn? Mitnichten. Hey! Hey! Hey! Das ist der neue Mut zur Entstellung.

Weiter gings mit den jungen, aufsässig individuell gekleideten Frauen, als ob die ihr ganzes Selbstwertgefühl einzig durch ihre Aufmachung zum Ausdruck bringen könnten. Hübsche Schuhe, hübsche Kleider, hübscher Charakter, schräge Kunst, hübsche, schräge Freunde und in Melancholie getränkte Lichterketten in spartanisch eingerichteten Schlafzimmern.

«Have a nice fair»: Die Art Basel löste bei mir mit ihrem Willen zur Vollkommenheit zuweilen ein Bauchgefühl aus wie der Besuch in einem Nespresso-Shop: zutiefst beklemmend. Und dieses Geschwätz: Was habe ich für unzählige gleichförmige Smalltalks in diesem alles neutralisierenden Einerlei-Englisch mit anhören müssen: «Have a nice fair». Angesichts von all dem Internationalen und Internationalen kam mir die Erde plötzlich extrem provinziell vor. Und ich sehnte mich nach einem Ausflug auf den Mars.

Wozu war ich also an der Art? Trotz allem: Wegen der Kunst. Als ich vor einer weissen Wand zur Ausbalancierung meines Gehirns kurz innehielt, erinnerte ich mich an ein Zitat des Schriftstellers Blaise Cendrars, welches mir mein verstorbener Freund und Kunst-Mentor Johannes Gachnang einmal auf einer Postkarte zukommen liess: «Auf Tigerjagd raucht man nicht, man rührt sich nicht, man lauert auf die Morgenröte.»

Mit der Konzentration auf das Wesentliche wird selbst eine solche Messe erträglich, dachte ich und machte fortan auf Tunnelblick. Das Wesentliche ist die gute Kunst. Und also auch die schlechte. Denn ohne Kunst ist das Leben für mich unvorstellbar. By the way: Geschmackssache ist etwas für Anfänger.

Jürg Halter (29) ist Dichter und auch bekannt als Musiker Kutti MC. Er schreibt jede zweite Woche an dieser Stelle. Im September erscheint «la bombe» (Traumton Rec.), das Debüt-Album seiner neuen Band «Schule der Unruhe».

www.juerghalter.com